

haupt in dem Briefe die ganze Skala der Grobheit und Rücksichtslosigkeit habe erschöpfen wollen. Genau genommen bestand das bogenlange und mit kaum lesbaren vierschrötigen Buchstaben besäte Schreiben aus Variationen in Schimpfredenform über das Thema: Roland Sie sind ein Narr. Wahrlich eine große Portion Gutmüthigkeit war erforderlich, um den Schluß verdauen zu können. Denn allda stand: Um nun auch einmal die Homöopathie anzuwenden, rufe ich Ihnen den Wahlspruch derselben *similia similibus* zu, Worte, die ich folgendermaßen auszu-legen mich erlaube: „zu einem Narren gehört eine Narrin.“ Daber erhalten Sie meine Tochter nicht. Wonach sich zu richten! — Dr. Breithaupt. — Dieser Unterschrift mangelte der bewußte dicke Strich nicht. Nur Schade, daß der Effect, welchen er unfehlbar hervorgebracht haben würde, hätte er allein am Schlusse des Briefes geprangt, durch einige unterzeichnet Stricheln und Häkchen vermindert wurde. Die Urheberchaft derselben leitete auf Herrn Zeißig, den approbirten Dorfbarthelemer, welcher in seiner Eigenschaft als Factotum des Breithaupt'schen Hauses sich wie tagtäglich so auch heute gerade zu dieser Stunde im Hause befand. Die Striche sollten einen jovialen Einfall gemäß den schwachen Versuch eines in Kanzleischrift ausgeführten großen B. sein. Leider blieb die Fortsetzung in Folge einer derben, wenn gleich scherzhaften Ohrfeige von der Hand des erzürnten Doctors ungeschrieben. Herrn Zeißigs Absicht aber war gewesen, dem Briefe mit den Worten — Vorstehendes bescheiniget pflichtmäßig Zeißig, Dorfbarthelemer — die nöthige Beglaubigung zu ertheilen. Für das vereitelte Unternehmen jedoch entschädigte er sich durch Ueberbringung des Briefes an Roland. Einem Storche gleich spazierte er in Schallhausen ein, trippelte in Rolands Wohnung, riß ohne nach dem Anklopfen den Hufeisen abzuwarten in die Stube, nahm die Müze — nicht ab, warf das große Schreiben dem auf dem Sopha sitzenden Empfänger fast ins Gesicht und eilte, wie er gekommen, nur mit einem fecken Nasentrümpfen zu Thür hinaus.

O, der unglückliche Roland, der Held von Schallhausen! Niedergedonnert vom Inhalt des Briefes, von Behmuth erfüllt sowohl über die hoffnungslose abschlägige Antwort als auch über die Erzgrobheit des Styls saß er und übte seine Geschicklichkeit im

Auf- und Zumachen der Tabakdose — nebenbei gesagt, ein Zeichen tiefster Trauer. Zween Gründe aber riefen vornehmlich seinen Schmerz hervor. Erstens nämlich hatte er diesen traurigen Ausgang auf seine hoffnungsvolle Bewerbung nicht vermuthet und zweitens ging ihm jetzt das Bewußtsein seiner Liebe zu Amalie vollständig auf. Jedoch wie Held Roland, sein Namensvetter, kämpfte er gegen seinen Schmerz durch stündliches Einnehmen eines schmerzstillenden Mittels, und daß er nicht dem Ueberfalle seiner tränenreichen Gefühle wie jener Held im Thale Roncevalles den Streichen der Feinde erlegen ist, verdankt er wahrscheinlich nur — der Hausapotheke. Denn in der Verwirrung stieß er heftig an den Tisch. Das Kästchen flog auf den Fußboden und im Nu schien die Stube mit Zuckerkörnchen bestreut.

(Fortsetzung folgt.)

Poesie-Briefe.

4.

Gewiß ist es, daß eine ursprüngliche Dichterkraft durch nichts, durch keine äußern Einflüsse gehemmt werden kann. Daß aber die äußern Einflüsse auf den Poeten rückwirken hat wohl noch kaum Jemand ernstlich bestreiten mögen. Ein lebendiges Beispiel in der Gegenwart ist Friedrich Hebbel, dessen erste und lange Zeit alleinige Lectüre die Bibel und die Chronik seines Heimathlandes Dithmarschen gewesen sein soll. Und wie lange — nachdem der junge Dichter in München und Heidelberg seine Studien gemacht, haben diese beiden Bücher fast allein seiner Phantasie allen Stoff gegeben, sie allein beschäftigt! — Doch nicht von Friedrich Hebbel sollte hier gesprochen werden; vielmehr gilt dieser Brief den gegenwärtigen Dichtern des Rheinlandes. — Der Einfluß, welchen die Anschauung und die Welt in der sie lebten auf sie und ihre Poësie ausübte, kann nicht geleugnet werden, und daß der Rhein und seine Gauen gleich dem sonnenhellen Franken und Thüringen und noch besser als Schwaben eine wahre Poetenheimath ist, gehört zu den allbekanntesten Thatfachen. Hier sind die Dichter eben „Dichter“ geblieben und nicht — „Literaten“ geworden; hier kann man sich dem Wahne noch hingeben die Harfe sei noch Harfe und wird nicht sofort daran gemahnt, daß ein schnöder Gänsekiel ihre